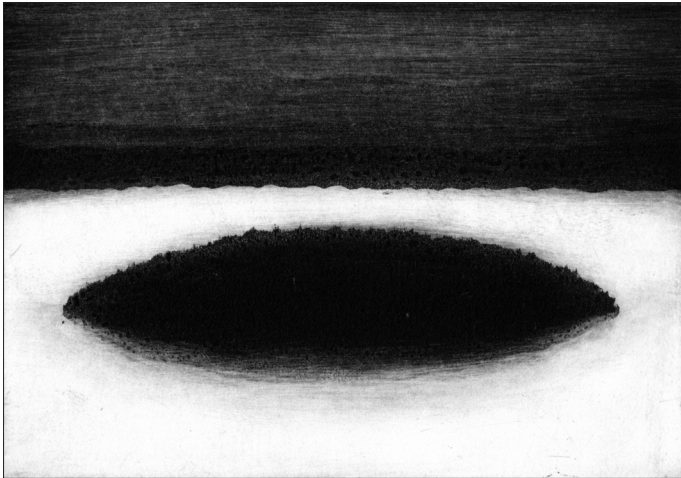


Marianne Manda

**Weihrauch, Khat und Pfeffer**  
Erinnerungen an den Jemen

EDITION  
TANDEM



*Schwarze Insel*

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Ahlan wa Bahlan<br><i>Herzlich willkommen</i>               | 5   |
| Inshalla bukra<br><i>Morgen, so Gott will</i>               | 53  |
| Alhamdullilah<br><i>Gott sei Dank</i>                       | 135 |
| Yallah Yallah<br><i>Auf geht's</i>                          | 169 |
| Hakida hi Al Hayat<br><i>So ist das Leben</i>               | 191 |
| Weilakum<br><i>Wehe euch!</i>                               | 227 |
| Al Gebal<br><i>Der Berg</i>                                 | 251 |
| Bint As Sachn<br><i>Tochter des Tellers, eine Süßspeise</i> | 303 |
| Yallah by<br><i>Tschüss</i>                                 | 329 |

*Für Roman*

## Ahlan wa Bahlan

*Herzlich willkommen*

أهلاً وسهلاً

Mit einem Schrei wache ich auf – eine Ratte hat mich in den Fuß gebissen. Sitzt in Fluchtstellung auf dem Fußteil des Bettgestells und schaut mich mit glühenden Augen an. Ein zweiter Schrei, – und das Tier ist verschwunden.

Ich begutachte kurz den Biss, wische den Blutstropfen ab, seufze ergeben und schlafe in den Morgen hinein weiter, ausgrabungsgestählt. Denke beim Wegdämmern noch an den Ratten-Morbus, eine schlimme Infektionskrankheit. Denke, wenn ich die nächsten zwei Stunden nicht von einsetzenden Kopfschmerzen geweckt werde, war die Ratte clean, und schwerwiegende Organkomplikationen bleiben mir erspart. Die Todesrate liegt eh nur bei weniger als zehn Prozent der Infizierten.

Die Inkubationszeit beträgt aber sieben bis zwölf Tage, wie ich später im Netz lese. Da beginnt dann schlagartig einsetzendes hohes Fieber, begleitet von starken Kopf- und Gliederschmerzen. Gefährdete Berufsgruppen sind u. a. Beschäftigte im Bereich der Abwassertechnik und im Forst sowie Personen, die mit der Bekämpfung von Nagetieren zu tun haben. Für diese Berufe wird der Ratten-Morbus, Morbus weil Leptospirose, als Berufserkrankung anerkannt. Vielleicht wäre es eine Überlegung wert, eine weitere Berufsgruppe mit einzu-beziehen – die „Forschungsreisenden“.

Ein Flug von Damaskus hatte mich nach Sanaa gebracht, in die Hauptstadt des Jemen, 2.257 Meter hoch gelegen, im September 1986 nach Mitternacht.



Die Hotелеmpfehlung vom Goethe-Institut in Damaskus, das Dar Al Hammd. Es sei ein alter Imam-Palast. Ich bin sehr aufgeregt, habe keine Ahnung, wirklich keine, was mich erwartet. Weiß nichts über das fremde Land, nur, dass ich da offenbar hinpasse würde. Das sagt mir Wilfried, ein Grabungsteilnehmer in Syrien. Ich könne schwelgen in Weihrauchdüften, und alles sei so friedlich, dass ein Nachtlager auf dem Gehsteig ganz normal für mich sei. Und, ach ja – ein Deutsches Archäologisches Institut gäbe es auch. So fliege ich blindlings in mein Schicksal.

Die Taxifahrt vom Flughafen mitten in der Nacht geht ohne Umwege und Anmache zum Hotel. Ein verschlafener Jemenite krabbeln hinter dem Tresen vom Boden hoch, wo er inmitten von Blättern und Zweigen sein Lager hat und gibt mir ein Zimmer. Eine seiner Backen ist fast zum Platzen aufgebläht. Beim Sprechen sehe ich grünliches Gebrösel im Gebiss. Ich vermute ein sehr frühes Frühstück ...

Beim Aussteigen vorher erkenne ich ein großes Gebäude, im Fundament aus Granitsteinen erbaut, oben mit Lehmziegeln und wunderschönen Verzierungen in Weiß. Es mutet an wie ein Zuckerbäckerhaus aus meinen Kindertagen. Innen dann neben gekalkten Wänden dunkle Holzschnitzereien und Bögen, geschnitzte Türen, geschnitzte Wandschranköffnungen, geschnitzte Fensterumrandungen und Holzbalkönchen. Ein Märchenschloss für mein Kinderherz. Und in diesem fünfstöckigen Palast wohnte einst ein Imam! Und nun ich, die aus Syrien einfach mal so um die Ecke kommt.

Heller Sonnenschein weckt mich. Sofort blitzmunter, schaue ich mich um. Fünf fast bis zum Boden reichende Fenster sind mit weißem Stoff verhängt. Durch die bunten Glasbögen darüber in Rot, Blau und Grün und gelb mischt sich gleißendes Licht, sprenkelt kaleidoskopartig einen Zaubergarten in den Raum. Die Glasscheiben sind mit Stuckarbeiten aus Gips gefasst und heißen Gamerijas, wie ich inzwischen weiß. Ursprünglich bestanden die Fenster im Jemen aus geschliffenen, aber undurchsichtigen Scheiben aus Alabaster. Sie erzeugen ein warmes, diffuses Licht. Teilweise kann man in ganz alten Gebäuden diese wertvollen Architekturteile bis zur Größe eines Wagenrades noch bewundern.

Also raus aus den Federn, den Zehen begutachtet – ich bin noch einmal davongekommen. Mein Zimmer ist groß und hat noch dazu ein Kämmerchen als Waschraum mit Steh-Klo und einer Dusche direkt darüber. Es ist kalt; wir befinden uns in der Hochgebirgsregion. Also eher Katzenwäsche, die Dusche funktioniert sowieso nicht. Aber aus dem Wasserhahn, welcher eigentlich zum Nachspülen des Steh-Klos in nur 50 Zentimeter Höhe angebracht ist, kommt eiskaltes Wasser.

Ein sehr hoher, ebenerdiger Raum empfängt mich zum Frühstück. Alle Fenster sind mit beigefarbenen Vorhängen abgedichtet. Die schöne Stuckarchitektur in Weiß, der Fußboden mit gebrannten Lehmziegeln ausgelegt. Ich setze mich an einen der mit Tischtüchern gedeckten Tische und halte nach einer Bedienung Ausschau. Und schon schlurfen gleich drei junge Burschen neugierig auf mich zu. Schlurfen in ihren Badelatschen. Dieser Gang wird mich nun an die 35 Jahre begleiten. Er ist über solche Schlappen den Jemeniten wohl in die Gene geschlurft. Alle drei sind mit Männerkopftuch, langärmeligem Hemd und einer Art Wickelrock bekleidet, der Futa. Der berühmte Jemen-Krummdolch im bestickten Gürtel vervollständigt die orientalische Männerkleidung. Beim genauen Hinsehen entdecke ich hinter dem Dolch auch noch ein dazu gestecktes Messer.

Ich bestelle. Kein weiterer Gast ist zu sehen. Nach längerer Zeit kommt einer der vielleicht Sechzehnjährigen mit einem dampfenden Topf zurück, ein anderer mit Brotfladen und ein Dritter mit einem Tablett und Tee. Durch meinen Syrienaufenthalt weiß ich, dass der Inhalt des Topfes mit abgebrochenen Brotstückchen ausgestippt wird. Der Topfinhalt ist mir fremd. Ich koste das Gericht. Am dritten Tag weiß ich, dass es Ful heißt, aus Saubohnen besteht, das jemenitische Lieblingsfrühstück. Ich esse es, aber all meine künftigen Jemenjahre wird es nicht zu meiner Lieblingsspeise. Sowohl vom Aussehen her, als auch vom Geschmack. Ganz scharf gewürzt schmeckt es mir besser.



Das also ist mein Einstieg ins Märchenland. Dass es mein Märchenland trotz Ful und Ratten, und was sonst noch alles dazu kommen wird, bleibt und bleiben wird, ist mir sofort klar.

Inzwischen erscheinen ein paar jemenitische Frauen mit ihren Männern im Türrahmen zum Speisesaal. Wie versteinert bleiben sie stehen und starren mich an: eine Weiße, eine Westlerin! Die Blicke der Frauen sind für mich nur erahnbar, weil ein Gesichtsschleier ihre Köpfe vollkommen bedeckt. Als die Frauen mich genügend bestaunt haben, setzen sie sich züchtig, wie es sich gehört, mit dem Rücken zum Saal an einen der Tische. Die Männer mit guter Aussicht zu mir. Ihr Sittencodex verbietet es allerdings, mich zu auffällig anzustarren. Und fast ist es ihnen auch gelungen. Frauen anstarren ist höchst, höchst ungehörig, ist einfach aib, eine Schande.

Die männlichen Gäste sind wie die sie bedienenden Burschen gekleidet. Ihre Frauen tragen über ihren unsichtbar bleibenden Kleidern zur schwarzen Kopfbedeckung die schwarze Abaja. Das ist ein langer schwarzer Mantel aus dünnem Stoff. Noch traditioneller trägt eine, die Oma sicherlich, einen sehr weiten, langen, plissierten Rock und darüber eine Art Pelerine bis über die Hüften, alles in Schwarz. Ich bin auch züchtig bekleidet mit langer Hose und einem Rock darüber. Ein langärmeliges Oberteil und ein Kopftuch nach Türkenart getragen, also am Hinterkopf gebunden, vervollständigt meine Tracht. Höre ich da ein leises Kichern?

Auf dem Tisch der Neuankömmlinge steht nun ebenfalls ein dampfender Topf, so schlagen die Damen ihren die Augen verdeckenden Gesichtsschleier zurück. Da ist aber noch ein weiterer zu sehen, einer der die Augen zwar freilässt, aber den Rest des Gesichts weiterhin versteckt. Ich starre neugierig, vielleicht etwas zu ungeniert, in ihre Richtung und beobachte die Frauen. Sie tunken Brot mit der rechten Hand in den Eintopf, das Brotstück zu einer Art kleiner Tüte geformt, schippen damit das Ful darauf. Nun wird mit der anderen Hand der zweite Schleier etwas angehoben, nur etwas, um den Bissen in den Mund zu schieben. Dabei kann man fast nichts von ihren Gesichtern erkennen. Die Sitzordnung, Männer mit Raumblick, Frauen mit dem Rücken dazu, ist dafür gedacht, dass Frauengesichter auch beim Essen unsichtbar bleiben.



In den Achzigerjahren des letzten Jahrhunderts ist der Jemen noch sehr der Tradition verhaftet, wonach ausschließlich mit den Händen gegessen wird. Das heißt, nur mit der rechten Hand. Denn die linke wird für ganz andere Zwecke verwendet. Den genauen Gebrauch wofür, spare ich mir und Ihnen für spätere Folgen meines Abenteurers auf. Deshalb begeben sich mich jetzt auf das Dach des Palastes. Jemenitische Häuser haben immer ein Flachdach mit Zugang und meist als Sichtschutz eine Mauer herum. Ich halte Ausschau, denn etwas ängstlich bin ich geworden.

Ein großer Platz umgibt das Hotel, gesäumt von Pfefferbäumen. Seine feinen, gefiederten Blätter an langen herabhängenden Ästen bewegen sich elegant im Wind. Rosa Früchte als lange Trauben leuchten bis zu mir hinauf. Diese Bäume erreichen eine Höhe von 15 Meter. Ihr Schatten ist sehr begehrt bei Mensch und Tier, und wenn man ein Blättchen zwischen den Fingern zerreibt, erzeugt es einen würzigen, leicht pfeffrig-harzigen Duft. Im ganzen Jemen wachsen diese wunderschönen Bäume. Sie mögen Gebirgs- als auch Meeresluft und erfreuen mich sehr. Unser gebräuchlicher schwarzer Pfeffer kommt aber aus Indien. Hier wächst der Rote Pfefferbaum, der Filfil Hind. Ich sehe unten auf dem Platz fast keine Frauen, aber viele Männer in der schon beschriebenen Kleidung. Ich sehe Esel und Ziegen, Schafe und Hunde, Hühner und schubkarrenfahrende Jungen, diese ebenfalls im Wickelrock oder in zerlumpten, langen Hemden. Hoch über mir kreisen Raubvögel, mindestens 50 an der Zahl. Ehrfürchtig schaue ich hinauf. Es sind keine Adler, sondern Milane, an ihrem zum Dreieck gekerbt auslaufenden Schwanz zu erkennen. Heutzutage fliegen über Sanaa vielleicht nur noch zwei bis drei dieser Raubvögel. Milane – auch dort eine aussterbende Art.

Nachdem ich mir etwas Mut zugesprochen habe, bitte ich den nun Ohne-dicke-Backe-Mann an der Rezeption, ob er mir ein Taxi besorgen könne. Das funktioniert hier nicht mit dem Telefon. Ahmed geht auf den Platz hinaus, winkt, und schon kommt eines angesprescht. Ich erkläre dem Fahrer, der ebenfalls mit einem Krummdolch ausgestattet ist, dass ich zur Deutschen Botschaft will. Tajib, bi kull surur, natürlich – sehr gerne.

Mein Vorhaben hier ist nämlich, die Zweigstelle Sanaa des Deutschen Archäologischen Instituts mit Hauptsitz in Berlin zu finden, um mich als Zeichnerin für die hiesigen Ausgrabungen anzubieten. Einfach so. Sanaa ist damals noch keine Millionenstadt, trotzdem fühlt man sich ziemlich dem Taxifahrer ausgeliefert, wenn dieser nicht weiß, wohin. Und normalerweise darfst du keinen Araber nach dem Weg fragen, denn er schickt dich mit Überzeugung in irgendeine Richtung, auch wenn er selber vom Zielort keine Ahnung hat. Meine eigene Erklärung nach vielem In-die-Irre-geschickt-worden-Sein: Man will einfach nicht zugeben, es nicht zu wissen. Will niemanden mit seinem Nichtwissen kränken.

Mein Taxifahrer ist so clever, sich trotzdem erfolgreich durchzufragen. Zudem sind die Botschaften meist im selben Viertel, und so werden wir nach nicht zu langem Herumfragen fündig. Heutzutage kann man nicht einfach in eine Botschaft hineinspazieren, aber damals ist nur ein einziger bewaffneter Wächter im Wächterhäusle und hat einen Busch mit Blättern vor sich liegen, wo er herumzupft. Die einzelnen Blätter stopft er sich in den Mund, kaut darauf herum, und seine Backe ist auch schon so dick, wie die von meinem „frühstückenden“ Rezeptionswächter vom Hotel. Da dämmert es mir, dass die Blätter die dicke Backe verursachen und, drogenunkundig, dämmert es mir weiter, dass dies so etwas wie die jemenitische Volksdroge sein müsse. Ich habe das Khat entdeckt.

Der Khat kauende Wächter lässt mich sogleich in die Büroräume, wo ich eine liebenswürdige Deutsche vorfinde, die Sekretärin. Gloria, eine spätere Freundin, erklärt mir bzw. dem Fahrer in flüssigem Arabisch, wo das Deutsche Archäologische Institut zu finden sei: in dem Vorort Ar-Rawdah, in der Nähe vom Flughafen. Also bekomme ich gleich eine Stadtbesichtigung auf dem weiten Wege dorthin. Ich bin total fasziniert von der Schönheit und Vielfalt der Häuser bei Lichte betrachtet. Der Verkehr hält sich sehr in Grenzen, denn ein Auto zu besitzen, ist für die Allermeisten unerschwinglich. Deshalb rattern die vielen kleinen Motorräder mit ohrenbetäubendem Krach und Gehupe überall um die Wette.



In Ar-Rawdah, was übersetzt Paradies und auch Kindergarten bedeutet, ist das Gebäude schnell zu finden. Von außen sieht es, ähnlich wie das Dar Al Hammd-Hotel, wie ein verwünschenes Dornröschenschloss aus. Überall ranken sich Pflanzen hoch, und hinter der hohen Mauer mit dem schweren Holztor sehe ich Palmen. Türklingeln gibt es nicht, man klopft mit der Faust oder mit dem Türklopfer ans Tor. In diesem Fall lädt eine zierliche Frauenhand aus Bronze dazu ein, sie fest auf den dazugehörenden Eisenbeschlag zu klopfen. Das scheppert ganz schön und macht die Umgebung neugierig. Denn sogleich gesellen sich zum Fahrer Ibrahim und mir einige Neugierige und staunen mich ungeniert an. Da sich zunächst nichts regt, klopfe ich noch einmal und noch einmal. Endlich kann ich ein Geräusch von drinnen erahnen. Kurz darauf wird ein mächtiger Holzbalken mit Getöse zurückgeschoben. Ein Torflügel öffnet sich, gibt den Blick frei auf einen großen, wild wuchernden Garten und auf einen Menschen, einen westlichen Mann, der etwas verschlafen dreinguckt.

Ziemlich unwirsch ob der Störung, fragt er in die Runde nach dem Begehr. Schnell erkennt er aber in dem Menschauflauf eine Europäerin, und seine Miene hellt sich auf. Ich grüße freundlich und frage nach dem Herrn Professor, dem Chef des Instituts. Nun, das sei er selbst. Und ob ich nicht hereinkommen wolle, wir könnten zusammen einen Tee trinken. Das lässt sich ja gut an, denke ich mir. Ein breiter Kiesweg führt hin zum Gebäude: wieder ein alter, ehemaliger Imam-Palast für die Sommerfrische im Grün von Weinstöcken. Draußen vor der Hauptstadt ist das Klima kühler und macht damit die heiße Jahreszeit erträglicher.

Im islamischen Verständnis hat ein Imam die Bedeutung eines Vorbilds. Er soll das geistliche Haupt der islamischen Gemeinschaft in Nachfolge des Propheten und Religionsstifters Mohammed sein. Der Begriff wird aber auch als Ehrentitel für herausragende muslimische Gelehrte und Persönlichkeiten verwendet. Für den Jemen spezifisch ist das Imamats als Rechtsschule der Zaiditen vom Norden, wo deren Imame vom 9. Jahrhundert bis 1962 als Könige über ihr selbstständiges Königreich herrschten.

Wir wühlen uns durch eine Schar herbeigerannter Katzen ein paar Stufen hoch, dann das große Haustor, und geblendet geht es hinein

in die dunkle und kühle Empfangshalle. Alles ist vom Erdgeschoss bis über die erste Etage hinaus aus schwarzen Granitquadern gemauert. Darüber kommen traditionell die gebrannten Lehmziegel, sauber mit Lehm eingeputzt. Fenster und Mauerabsätze, Dachgesimse und Holzgitter zieren mit Gipsbemalung das Gebäude. Alles ist nicht akkurat gemacht, dafür sehr phantasievoll mal so, mal so in Linien und Zackenmustern verstrichen.

Die Treppenstufen sind ebenfalls mit Granitquadern gesetzt, alle verschieden hoch. Ich habe mir später erzählen lassen, dass ganz bewusst so gebaut wurde. Denn diese alten Paläste sind auch gute Verteidigungsanlagen. Die Treppen drehen sich nach oben alle rechtsherum im Uhrzeigersinn in enger werdenden Kurven. Ein Feind, der sich erst einmal gewaltsam Zugang durch das verrammelte Tor verschafft hat und nun im Eilschritt nach oben stürmt, soll auf den Treppen durch deren unterschiedliche Stufenhöhe stolpern. Für zwei nebeneinander ist kein Platz. Der Arm des Eindringlings mit dem Degen oder dem Krummschwert ist auf der Innenseite der gewendelten Treppe. Er kann deshalb nicht richtig zum Schlag ausholen, während der Verteidiger, wenn er ebenfalls Rechtshänder ist, dieses von oben sehr wohl kann. Hinzu kommt noch, dass alle Türstöcke der Zimmer über diverse Stockwerke hinweg sehr niedrig sind. Selbst eine kleine Person muss sich bücken, um durchzukommen. Das bringt wiederum einen Vorteil für die Verteidigung. Denn der Angreifer bückt sich, um durch die Türe zu kommen, und zack, hat ihn der Hausherr gezielt mit seinem Degen oder Schwert guillotiniert. Aus Verteidigungsgründen sind in den unteren zwei Geschossen der alten Lehmburgen nur ganz kleine Fensterchen. Also kein Durchkommen auf diesem Wege. Sogar eine Belagerung kann in so einer kleinen Festung sicher eine Weile ausgehalten werden.

Doch zurück zum Chef des Hauses und zum Tee. Die Bediensteten hätten alle frei und die beiden derzeit hier arbeitenden Architekten wären auf ein paar Tage in Taizz, der zweitgrößten Stadt nach Sanaa, sechs Busstunden entfernt im Süden. Also Tee mit dem Meister. Er ist groß wie ein Hühne, schlank und hat eine schlohweiße Haarpracht, die sich schmachtend über seinen Kopf wellt. Ich werde in

ein Eckzimmerchen im oberen Stockwerk geführt. Es ist rundum mit dicken Polstern ausgestattet, mit Rückenlehnen und Armstützen darauf. So sitzt man sehr bequem und nicht ganz auf dem Fußboden. Ein kleines Tischchen in der Mitte des Raumes dient dem Tee-geschirr. Die Fenster gehen nach zwei Seiten in Hof und Garten, und wieder denke ich an ein verwünschenes, wildumranktes Schloss. Wie in meinem Hotelzimmer reichen die Fenster bis hinter die Rückenpolster herunter und erlauben so sitzend den schönen Blick nach draußen. Auch hier sind wieder die Rundbogen aus Gips und Glas darüber. Sie gehören als Ensemble zu jeder Fenstereinheit. Diesmal sind die in Gips gefassten Scheiben nur klarsichtig, was dem Raum etwas sehr Edles verleiht.

Wir fangen an zu plaudern, umkreisen uns verbal, loten aus, und alsbald lasse ich die Katze aus dem Sack und frage rundheraus, ob der Herr Professor eine Zeichnerin brauchen könnte. „Das trifft sich sehr gut, denn unsere bisherige wurde schwanger und hat gekündigt“, ist die erfreuliche und unerwartet klare Antwort. Ich könne im nächsten Herbst anfangen, vielleicht zunächst einmal für sechs Monate. Ich juble innerlich, und äußerlich ist mein Grinsen sicher auch unübersehbar.

Dann frage ich noch, ob ich wohl die beiden Architekten in Taizz treffen könne. Ja, sie seien im Hotel De Luxe in der Altstadt. Handys waren zu dieser Zeit noch nicht auf dem Markt und schon gar nicht auf dem jemenitischen. Also einfach hinfahren mit dem Bus, die Haltestelle sei da und da, einen Tag vorher muss das Ticket gekauft sein. Beglückt schwebe ich von dannen.



Also einfach hinfahren und suchen. Jahre später ist im Jemen selbst Faxen noch ein mysteriöser Vorgang, und das Zeitalter der Computer, in der westlichen Welt gerade mal angebrochen, ist hier weit, weit weg. Noch 10 Jahre vorher wurden Importartikel, Palmerzeugnisse, Teppiche, Fisch und Gemüse vom Roten Meer und dem fruchtbaren

Küstenstreifen der Tihama mit Kamel-Karawanen zweimal die Woche von der Hafenstadt Hudaida nach Sanaa heraufgebracht. Zehn Tage waren sie jeweils unterwegs. Nicht einmal Lastwagen konnten die Strecke bewältigen, da die Straßenverhältnisse dies gar nicht zuließen. Allerdings wurde in den letzten Jahren der Bau der wichtigsten Straßen im Jemen von ausländischen Staaten finanziert und vorangetrieben. Ingenieure kamen ins Land und sorgten mit ihrem Wissen für ein funktionierendes Straßennetz. Ich weiß von China und Korea, von Saudi-Arabien, von der Schweiz und auch von Deutschland als Sponsoren dafür.

Speziell nach Hudaida zum Roten Meer waren halbsprecherische Sprengarbeiten nötig und gute Ingenieurskunst, um die Straße von fast 2.300 Höhenmeter hinunter auf Meeresniveau durch steilabfallende Felswände zu legen. In Sanaa spricht allein ein eigener Friedhof für chinesische Unfallopfer beim Straßenbau von deren gefährlicher Arbeit. Weitere wichtige Straßen führen nun hinauf in den Norden nach Sa'ada, in die Nähe der saudi-arabischen Grenze und in den Nordosten des Landes. Ebenfalls in wenigen Stunden kommt man nun auf einer Asphaltstraße über verschiedene Pässe und einen Abbruch von 1.000 Höhenmetern nach Marib. Früher wurden dazu drei Tage benötigt, um ins Reich der kriegerischen und regierungsfeindlichen Stämme zu kommen. Viele Wegezölle erschwerten die Reise zudem, wenn es überhaupt ein Durchkommen gab. Dort öffnet sich die arabische Wüste, die Rub Al Khali, das leere Viertel genannt. Und genau da schlummern, behütet im Wüstensand, seit Jahrtausenden unsere Ausgrabungsgebiete.



Mit diesem Netz von Verbindungswegen in alle Himmelsrichtungen ist im Jemen ein neuer Zeitabschnitt angebrochen. Das bis 1962 hermetisch abgeschottete Land mit seinen königlichen Imamen wurde innerhalb von wenigen Jahren vom Karawanen-Volk ins virtuelle Zeitalter katapultiert. Die Nebenwirkungen dieser Sturzgeburt

reichen mit ihren kulturellen Verwirrungen noch weit hinein ins einundzwanzigste Jahrhundert. Noch ist der Tourismus fast ein Fremdwort, und das bedeutet, dass im ganzen Land so gut wie kein Englisch gesprochen wird. Auch das hat sich bis heute nicht geändert, von touristisch angehauchten Hotelbereichen einmal abgesehen. Noch gibt es einen Nordjemen, noch den nicht weniger geheimnisvollen Südjemen. Mitten durchs Hochland verläuft die Grenze mit Minen, Panzern und Schützengräben. Kurz hinter Taizz endet die Straße an der Grenze zum Süden. Die große Stadt liegt bereits 1.500 Meter tiefer als Sanaa.

Um auf irgendwelchen Wegen überhaupt aus der Hauptstadt hinaus zu kommen, benötigen alle, egal ob einheimische oder ausländische Reisende, einen Passierschein für die zahlreichen Checkpoints auf der jeweiligen Strecke. Ibrahim, der mich mit seinem Taxi nach Ar-Rawdah brachte, bringt mich freundlicherweise zu einer dieser Passierschein-Stellen, einem Büro der Touristikbehörde vom Touristikministerium. Unweit von meinem Hotel gibt es diese Möglichkeit. Dort tun zehn Jemeniten das, was auch einer alleine hätte bewältigen können: Formulare ausfüllen und stempeln. Ich muss meinen Pass zeigen und die Orte nennen, wo ich hinmöchte. Nach Taizz also und weiter zur südjemenitischen Grenze, dem Dorf Al Turbah. Das suchte ich mir auf der Landkarte aus. Es liegt genau oben an der Grenze zum Südjemen, wo ein senkrecht abstürzender Bruch in die Tiefe fällt. Oben noch der Bergjemen und unten die Tiefebene, welche sich langsam zum Indischen Ozean hinstreckt. Genau dahin will ich, will weit in den damals noch verbotenen Südjemen schauen können, Richtung Südosten zum Tal meiner Träume, dem Hadramaut. Und damit hat es Folgendes auf sich:

Südarabien sollte schon in meinen Kindertagen mein ersehntes Reiseziel werden. Schuld daran war meine Leidenschaft für Bücher, sobald ich lesen konnte, und die beiden unteren Fächer des Bücherregals im Wohnzimmer meiner Eltern. Diese waren für mich freigegeben. Für die als Erwachsenenliteratur deklarierten Bücher des oberen Teils bestand ein Leseverbot.

Die Zensur beschränkte mich kleinen Bücherwurm in keiner Weise, hatte ich doch das allermeiste von dort schon gelesen. Allerdings

befand sich meine Lieblingslektüre in der erlaubten Region. Ein in braunes Leinen gebundenes Buch, von einem durchsichtigen Plastikumschlag geschützt: „Verbotenes Südarabien“. Und dieses „Verbot“, genau dieses, lockte mich schließlich hinaus in die weite Welt.

Meine Eltern waren sehr an Erdkunde interessiert, und in Ermangelung des nötigen Kleingelds reisten sie eben mit dem Finger auf der Landkarte. Deshalb fand sich auch mein Buch der Bücher in ihrem Bücherschrank ein.

Es handelt von einer Expedition in Südarabien, im Jemen, als dieser sich noch hermetisch von jeglichem Ausland abschottete. Die Stadt Mukallah am Indischen Ozean war der Ausgangspunkt. Schon allein das Wort „Indischer Ozean“ ist mir auf der Zunge zerschmolzen. Unter großen Strapazen und gefährliche Situationen meisternd führte die Route der Expedition über Marib nach Sana'a. Mit einer Kamelkarawane zieht ein mutiger Forscher, flankiert von Beduinen als Begleittross, auf der aus antiken Zeiten bekannten Weihrauchstraße von der Küste ins Hochland. Zum spannenden Text faszinierten mich die Schwarzweißfotos am meisten. Einheimische mit wilden Bärten und noch wilderem Gesichtsausdruck und abenteuerlich geschlungenen Turbanen sind hier versammelt, Fischer mit zottigen Haaren in umgewickelten Lendentüchern, verschleierte Frauen am Brunnen ließen mein Fernweh erwachen. In den palmenbewachsenen Schluchten des Tales Hadramaut im Landesinnern erscheinen bis an die Zähne bewaffnete Stammeskrieger, oft noch mit Vorderladern ausgerüstet. Es gibt aber auch schon Maschinenpistolen. Und mit den umgehängten Patronengurten, über der Brust gekreuzt, einen um den Bauch, sehen die Wüstensöhne in ihrer zerlumpten Kleidung grausam und gefährlich aus. Auch Messer, Dolche, Säbel fehlen nicht in ihrer Ausrüstung. Vor allem der Krummdolch, die Djambija, prangt als Statussymbol der Jemeniten an jedem Gürtel. Und den Expeditionsleiter kann man nicht mehr von den Einheimischen unterscheiden, so verwegen sieht er aus.

Ganz sicher war es die Wildheit der Männer, die mich so sehr faszinierte, Entbehrungen und Gefahr, aber auch die fremde Landschaft mit den Palmen, die Berge, das Meer, die Wüste mit nichts weiter als den Wellen ihrer Sanddünen und die Vorstellung, was hinter jenem